

Das Glück des ersten Schritts

Wer aufbricht erlebt, dass nichts bleibt – alles wandelt sich

Publik Forum Extra, Juli 2019

Von Georg Magirius – Redaktion: Dr. Lothar Bauerochse

Einer meiner Lieblingsorte ist mein Sessel. Und mag es auch wie ein Klischee der Gemütlichkeit klingen: Oft trinke ich dann Tee. Es gibt mir das Gefühl, am rechten Fleck zu sein. Allerdings sitze ich im Sessel nicht völlig fest. Denn der Sessel wippt ein wenig, was sich wie das Vorspiel einer kommenden Bewegung anfühlt. Der Mensch ist schließlich kein Baum, der Wurzeln schlägt. Er hat Beine, die ihn gehen lassen. In ihm lebt die Sehnsucht, dass es woanders freier und heller sein könnte als dort, wo man sich eingerichtet hat. Kann das Gehen sogar weise machen und die Augen öffnen für ein großes Ziel?

Als Siddartha als Buddha erwachte, wurde er Wanderprediger. Aristoteles soll mit seinen Schülern im Umhergehen philosophiert haben. Im Werk des Dichters Eichendorff ist der Ruf des in die Ferne lockenden Posthorns fast immer gegenwärtig. Außerdem gibt es die Tradition der Wandermönche, die ins Ausland pilgerten. Fern der Heimat wollte man sich für ein himmlisches Land bereit machen. Auch der Apostel Paulus verstand sich als Reisender Gottes, reihte Gemeindegründung an Gemeindegründung, Predigt an Predigt. Im Religionsunterricht sagten wir einst die Stationen seiner Touren wie Vokabeln auf im schnellen Takt. Sein Reisen wirkt auf mich wie das Streben, ein religiöses Leistungsabzeichen zu erringen.

Sympathischer ist mir Jesus. Er war mehr als zwei Jahre seines Lebens als Wanderprophet unterwegs. Das Gebiet jedoch, in dem er spazieren ging, war kaum größer als das heutige Bundesland Hessen, das sich in wenigen Tagen durchwandern lässt. Viele Wege ging Jesus also mehrfach, steuerte Orte wiederholt an, drehte Schleifen, kehrte ein und rastete.

Sein fast schon ziellos wirkendes Umherstreifen ermutigt mich, den Sessel zurückzulassen. Denn auch mich treibt beim Wandern kein Ziel an, das ich möglichst rasch abhaken will. Mich freut schlicht die Aussicht unterwegs zu sein. Nach draußen will ich, wo die Haut Hauch, Wind und Atem spüren kann – was übrigens als

wörtliche Übersetzung eines spirituell verstandenen Gehens gelten kann. Dafür sind noch nicht einmal die großen Pilgerwege nötig. Zumal sie manchmal durch Städte verlaufen, von historisch relevanter Stätte zu historisch einzigartiger Stätte – und das oft auf asphaltierten Wegen.

Ich will abseits glatter Wege gehen, möglichst fern von Autos und Flugzeugen. Allein schon der Start mit der Regionalbahn ähnelt einer Entfesselung! Durch die Fenster sehe ich eine sich stetig weitende Landschaft. Und die betonierten Einbuchtungen und Tunnels der Strecken für die Hochgeschwindigkeitszüge, die die Augen zu verblöden drohen? All das fällt weg. Nur das Nötigste habe ich dabei für ein Gehen mit leichtem Gepäck.

Einmal war ich im nahen Taunus unterwegs. Kurz nachdem ich am Bahnhof ausgestiegen war, befand ich mich schon im Wald. Die Tage zuvor hatte es geschneit. Fest getreten war das Weiß auf den breiten Wirtschaftspfaden. Ich befand mich also nicht im Niemandsland. Dennoch machte das Gehen deutlich, wie gefährdet das Leben sein kann. Es begann bereits zu dämmern, als ich merkte: Ich hatte mein Handy zu Hause gelassen. Wohlgermerkt: Ich hing nicht bei Gewitter im Klettersteig, fuhr nicht bei Lawinengefahr Ski, sondern ging im Vordertaunus in der Winterluft spazieren. Und doch war ich mit einem Mal unerreichbar. Niemand begegnete mir. Und ich dachte mit leichtem Schauer an Adalbert Stifters berühmte Weihnachtserzählung Bergkristall, in der Kinder nachts durch die unendlichen Weiten des Böhmerwalds stapfen. Zugleich fühlte ich mich schwerelos, frei von jeder Last. Da waren allein die hohen Nadelbäume, der vereiste Weg und mein Gehen – Schritt für Schritt in einem leicht verrutschten Takt. Und in alledem fühlte ich mich aufgehoben, sicher. Dabei waren die üblichen Sicherheiten weg! Aber mit ihnen auch der ungeheure Aufwand, sie immer neu zu füttern und am Leben zu erhalten. Ich war frei.

Vom Triumph der Freiheit erzählt auch die für mich eindrücklichste spirituelle Reisegeschichte. Sie handelt vom Gehen eines ganzen Volks. Laut Forschern ist es die älteste Tradition der Bibel: Menschen werfen ihre Fesseln ab, weil sie entscheiden: Wir gehen jetzt. Dort, wo sie lebten, fühlten die Hebräer sich nicht heimisch, es war eng, sie wurden geknechtet. Warum hätten sie sitzenbleiben sollen? Sie zogen ins Weite. Daran erinnert Passa, das bis heute wichtigste Fest der

Juden, das laut der biblischen Überlieferung so gefeiert werden soll: „Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an euren Füßen haben und den Stab in der Hand“.

Nach zwei Wanderjahren waren die Hebräer am Ziel. Genau genommen befanden sie sich kurz vor dem von Gott versprochenen Land, wo Milch und Honig fließen. Nun aber trauten sie sich nicht hinein, erfanden fürchterliche Gefahren. Und zogen sich zurück – und damit weiter durch die Wüste. So waren sie weitere 38 Jahre lang unterwegs. Und so gut wie niemand von denen, die aufgebrochen waren, betrat das Gelobte Land. Allein jene, die unterwegs geboren waren, fanden hinein. So lebte ein Volk als fortwährende Reisegesellschaft.

Und doch war ihr Gehen nicht umsonst. Denn dabei bereits schmeckten sie jene genüssliche Aussicht, auf die sie ein Leben lang zugingen. Da war das Manna, das ihnen der Himmel bescherte. Es schmeckte, übersetzte Martin Luther, wie Semmel mit Honig. Die Lebenswanderer erlebten Rast an sprudelnden Quellen. Und da war der Klang der Posaunen, Musik, die sie ermunterte weiterzugehen. Sie hatten keinen Tempel aus Stein, wie sich die Frage des Habens beim Gehen ohnehin kaum stellt. Ihnen genügte eine Hütte, in der Gott zuweilen nahe kam. Selbst der Tempel also war auf Reisen, ließ sich aufbauen, genauso aber auch wieder abbauen.

Die Geschichte dieser Reisegesellschaft animiert mich, nicht nur als Einzelgänger unterwegs zu sein. So sinne ich zuweilen mit anderen zusammen für einige Stunden dem Weg als Bild des Lebens nach. Religiöse Spitzenleistungen streben wir nicht an, sondern gehen einfach los. Da ist das Glück des ersten Schritts! Ein Waldstück lässt sich nicht umgehen, dort ist es düster, fühlt sich für manche aber wie ein Schutzort an. Der Pfad wird urwaldähnlich: Jeder Tritt muss nun neu gefunden werden. Dann geht es bergauf – und die Frage wandert mit, wann der Anstieg denn ein Ende findet. Für eine Weile gehen wir ohne jedes Wort. Es ist die Gemeinsamkeit des Schweigens, die Geräusche auf eine fast körperliche Weise neu erfahrbar werden lässt: Das Sprudeln eines Bachs, das Knacken von Ästen, der ausdauernde Ruf des Kuckucks. Endlich lichtet sich der Wald, wir sind oben und feiern den Blick in eine ungeheure Weite. Wie leicht der Rucksack sich anfühlt! Aber noch nicht leicht genug. Also kommt das Trinken und Essen auf die Wiese, die zum Tischtuch wird.

Aber was ist das Ziel dieses Gehens? Es ist der Genuss, nicht unablässig nach einem Ziel fragen zu müssen, das sich beim Verteilungskampf um die besten Plätze gewinnbringend einsetzen ließe. Natürlich findet der Weg am Ende schon einmal ins Gasthaus, was sich so erhebend anfühlt, dass ich das Sitzen und das Gehen niemals gegeneinander ausspielen würde. Und dann ist da der Bahnhof. Nur ist er das Ziel? Eher erscheint er wie das Symbol dafür, dass es im Leben immer weitergeht.

Das Ziel der Lebensreise und eines spirituellen Gehens ist schwer auf den Punkt zu bringen. Trotzdem habe ich das Gefühl, ausgerechnet während des Gehens manchmal längst am Ziel zu sein. Ich fühle mich dann lebendig, aufgerichtet! Und alles stimmt. Dabei erlebt der, der aufbricht, dass nichts bleibt – auch er selber nicht. Man gibt seinen festen Standpunkt auf und wandelt sich. Der Himmel aber bleibt, erlebe ich. Das ist eine womöglich so grundlegende Erkenntnis, dass sie sich immer wieder neu erwandern lässt. Und am Ende? Da fühle ich mich manchmal so müde, gelöst, erschöpft und stark, wie das womöglich auch einst die Wandermönche und alle anderen Streuner erfahren haben, die das ganze Leben als Reise verstanden

haben. Sie wollten sich mit dem, was ist, nicht zufrieden geben. Stattdessen waren sie dazu bereit, alles gehen zu lassen, um in Frieden anzukommen.



Georg Magirius ist Theologe und Schriftsteller. In der von ihm begründeten Reihe GangART leitet er spirituelle Tagestouren. Von ihm ist gerade im Herder Verlag das Buch erschienen „Stille erfahren“. Sein Beitrag ist Teil des Heftes „Reisen. Kommen Sie gut bei sich an“. Es lässt sich bestellen unter www.publik-forum.de